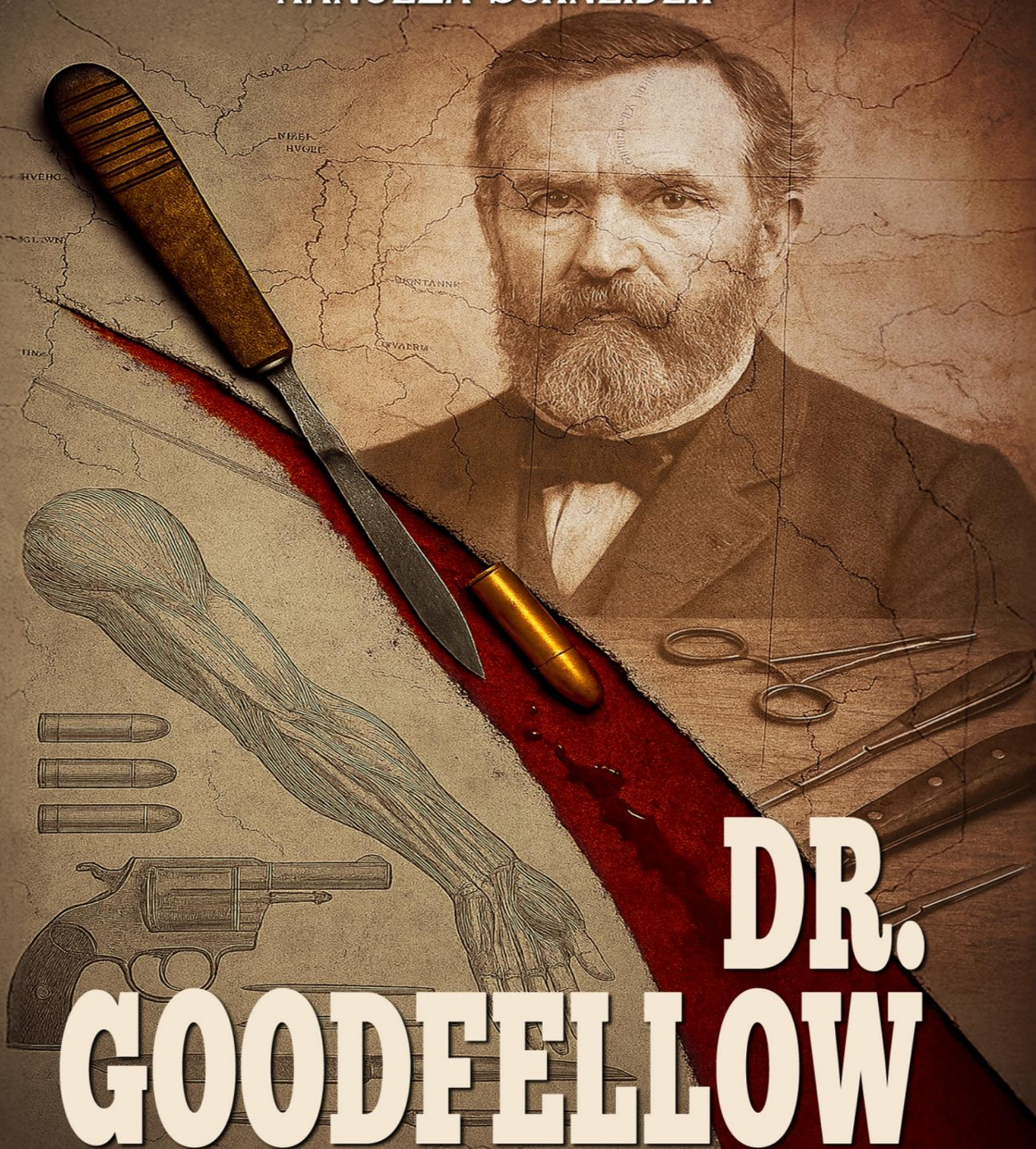


MANUELA SCHNEIDER



DR. GOODEFELLOW

KUGELN, BLUT UND
DER CHIRURG DER REVOLVERHELDEN

Manuela Schneider

DR. GOODFELLOW

KUGELN, BLUT UND DER CHIRURG DER
REVOLVERHELDEN



EK-2 PUBLISHING

Ihre Zufriedenheit ist unser Ziel!

Liebe Leser, liebe Leserinnen,

zunächst möchten wir uns herzlich bei Ihnen dafür bedanken, dass Sie dieses Buch erworben haben. Wir sind ein Familienunternehmen aus Duisburg und jeder einzelne unserer Leser liegt uns am Herzen!

Mit unserem Verlag *EK-2 Publishing* möchten wir militärgeschichtliche und historische Themen sichtbarer machen und Leserinnen und Leser begeistern.

Vor allem aber möchten wir, dass jedes unserer Bücher **Ihnen ein einzigartiges und erfreuliches Leseerlebnis** bietet. Haben Sie Anmerkungen oder Kritik? Lassen Sie uns gerne wissen, was Ihnen besonders gefallen hat oder wo Sie sich Verbesserungen wünschen. Welche Bücher würden Sie gerne in unserem Katalog entdecken? Ihre Rückmeldung ist wertvoll für uns und unsere Autoren.

Schreiben Sie uns: info@ek2-publishing.com

Nun wünschen wir Ihnen ein angenehmes Leseerlebnis!

*Ihr Team von EK-2 Publishing,
Ihr Verlag zum Anfassen*

Widmung

Ich widme dieses Buch einem der außergewöhnlichsten Chirurgen der Pionierzeit der Vereinigten Staaten, dessen Geschichte bis zum heutigen Tag noch viel zu wenig erzählt wurde. Trotz immenser, außergewöhnlicher Leistungen ist Dr. George Emory Goodfellow im Strudel der Zeit vergessen worden. Bis zum heutigen Tag werden seine Methoden genutzt, und daher ist es an der Zeit, die Geschichte dieses ungewöhnlichen Mannes zu erzählen.

Kapitel 1

Die Stadt der Schürfer

Der Knall eines Gewehrschusses drang bis zu ihm in seine Praxis, die sich direkt über dem Saloon befand. Er seufzte, trocknete sich die Hände ab und ließ seine Arzttasche zuschnappen. Er hatte sich an die Schießereien gewöhnt, und mit einem Anflug von bitterem Sarkasmus überlegte er, ob er die Tasche überhaupt brauchen würde oder ob er nur den Block mit den Totenscheinen und seine Schreibfeder mitnehmen sollte. Er benutzte beides so häufig wie seine Instrumente und fühlte sich stellenweise eher als Totengräber denn als Arzt dieser Stadt.

Goodfellow schüttelte den Kopf und überlegte, ob er darauf warten sollte, bis ihn jemand rief, oder selbst auf die Straße treten sollte, um nachzusehen, ob jemand angeschossen worden war. Manchmal feuerte auch nur ein übermütiger Trunkenbold in die Luft. Er hoffte auf Letzteres, aber die Erfahrung hatte ihn eines Besseren belehrt. Tombstone war eine raue Schürferstadt und ein Menschenleben zählte bei einer ernsthaften Auseinandersetzung nicht viel. Hier hatte der Lauf einer gezogenen Waffe die größere Macht als das Gesetzbuch.

Goodfellow drehte sich um und griff nach seinem Hut, aber nicht, bevor er den Rest Whiskey getrunken hatte. Er stellte das Glas zurück neben die Flasche, griff nach der Ledertasche mit seinen Instrumenten und verließ seine Praxis.

Er hatte kaum die Straße erreicht, als ihm John Clum entgegenkam. Er schüttelte den Kopf.

„Das ist kein Kunde für dich, George. Der Totengräber holt ihn gleich.“

„Was ist passiert?“

Clum zuckte mit den Schultern. „Keine Ahnung. Wahrscheinlich Streit beim Kartenspiel oder um eine der Huren. Du weißt ja, wie das hier ist in Tombstone. Es braucht nicht viel und das Leben eines Mannes ist hier nicht mal einen Nickel wert.“

Goodfellow seufzte. „Die Stadt wurde erst vor zwei Jahren gegründet, aber mir scheint, dass der Teufel sie immer mehr im Griff hat.“

John Clum, Verleger der Tombstone Epitah Zeitung, schüttelte den Kopf. „Nicht der Teufel, George. Es ist die Gier der Menschen, die so manchen jegliche Skrupel über Bord werfen lässt, und der Whiskey gießt noch Öl ins Feuer.“

„Wenn wir schon von Whiskey sprechen, warum gehen wir nicht in den Saloon? Ich könnte einen Happen zu essen vertragen und ein Glas dieser abgefüllten Sargpolitur dazu.“

John Clum lachte und klopfte Goodfellow auf die Schultern. „Gut, mein Freund. Lass uns in den Oriental Saloon gehen. Dem Mann, der dort drüben auf der Straße liegt, kannst du ohnehin nicht mehr helfen.“

Am folgenden Tag wischte sich George Goodfellow den Schweiß von der Stirn. Sein nächster Patient war bleich wie die Wand hinter dem Operationstisch. Auf seiner Bauchdecke war ein langer, frisch vernähter Schnitt zu sehen. Würde er es schaffen? Nun, das lag nicht mehr in Goodfellows Hand. Er hatte getan, was er konnte, und das war mehr, als die meisten Ärzte vollbracht hätten. Zumindest hatte er die Chancen des armen Teufels erhöht.

Er war einen Tag zuvor auf einem Wagen zu ihm gebracht worden. Sein Bruder hatte ihm erklärt, dass der Patient das Opfer einer Messerstecherei gewesen war und die Wunde sich entzündet hatte. Als Goodfellow den Verband löste,

schlug ihm der Gestank des Eiters entgegen. Der Schürfer glühte vor Fieber und die Haut um die Wunde herum war feuerrot. George Goodfellow überlegte nicht lange. Er schnitt den Bauch kurzerhand auf, nähte den verletzten Darm zusammen und spülte die Wunde großzügig mit Whiskey aus. Er hatte schon lange verstanden, dass es oftmals nicht die Kugeln oder Messerklingen waren, die seine Patienten zur Strecke brachten, sondern der Schmutz, der in die Wunden getragen wurde. Seit er versuchte, Bakterien mit Whiskey oder anderem Alkohol auszumerzen und seine Instrumente in kochendem Wasser reinigte, nahm die Anzahl der Überlebenden stetig zu.

Es war an der Zeit, sich etwas auszuruhen, aber da hörte Goodfellow ein leises Husten. „Den habe ich beinahe vergessen“, murmelte er und trat in den vorderen Raum der Praxis, wo der Bruder des Schürfers seit Stunden wartete. Er war blass wie der Mann, der hinter der Türe um sein Leben kämpfte, und knetete den verbeulten Filzhut in seinen Händen. Er blickte Dr. Goodfellow gefasst in die Augen. Sein Gesicht war ernst und zeigte kaum noch Hoffnung.

„Doktor, sagen Sie mir die Wahrheit. Lebt er noch?“

Dr. Goodfellow nickte. „Bis jetzt, ja. Wir müssen das Beste hoffen. Die nächsten 48 Stunden werden entscheidend sein.“

Der andere Mann nickte. „Als mein Bruder von diesem Feigling niedergestochen wurde, haben die Leute gesagt, dass er ein toter Mann wäre. Niemand überlebt diese Art Verletzung und dennoch – er ist noch unter uns trotz des Fiebers. Mit Gottes Gnade hat er vielleicht eine Chance. Sie haben ein Wunder vollbracht, Doktor.“

„Kein Wunder, Sir. Es war nur eine Operation und eine große Portion Glück. Ich habe die Wunde lediglich geöffnet, gesäubert und den verletzten Darm wieder zusammengenäht. Er hatte mehr Glück als Verstand. Das Messer verfehlte die Hauptarterie. Er ist noch lange nicht

über den Berg. Er benötigt Pflege und falls er das Ganze übersteht, wäre es besser, wenn er sich in Zukunft von den Halsabschneidern an den Pokertischen fernhält.“

„Im Osten sagen Sie, dass die Ärzte solche Wunden nicht einmal anschauen. Man hätte meinen Bruder einfach sterben lassen. Aber Sie, Doc, Sie sind das Risiko eingegangen und haben ihm eine Chance gegeben.“

„Hier in Tombstone werden zu viele gute Männer angeschossen oder erstochen. Ich kann das Problem der Gewalt in dieser Stadt nicht ignorieren. Da packe ich lieber mein Skalpell aus und versuche, zu retten, was zu retten ist, als nur tatenlos zuzusehen, wie ein Mann vor mir verblutet. Wenn ich nur einen von ihnen retten kann, ist es den Versuch wert, oder?“

Der Bruder greift nach der Hand und schüttelt diese kräftig. „Die Familie Doolin wird Ihnen ewig dankbar sein. Sie haben sich um eine Bauchwunde gekümmert, die niemand angefasst hätte. Meine Familie schuldet Ihnen viel.“

„Sparen Sie Ihre Dankbarkeit und Kraft für Ihren Bruder. Er hat einen schwierigen Weg vor sich. Infektion und Fieber sind Feinde, die manchmal nicht einmal ich besiegen kann. Aber ich werde den Kampf mit ihm kämpfen, solange ich gebraucht werde. Das ist schließlich meine Pflicht.“

Bill Doolin nickte noch einmal und verließ dann die Praxis mit einem Funken Hoffnung, dass sein jüngerer Bruder die Messerattacke überleben würde.

Goodfellow ging zurück, um nach dem Patienten zu sehen, aber dieser schlief tief und fest. Ein Angestellter würde öfter nach Doolin schauen. Der Doktor entschloss sich, nach Hause zu gehen. Das Gewicht von Leben und Tod lag ihm mit jedem Tag in dieser Stadt schwerer auf den Schultern.

Der einzige Trost waren seine Frau Katherine und ihre Tochter Edith. Sie boten ihm teilweise Normalität in einer

Stadt, die von der Gier der Menschen gezeichnet war. Ironischerweise war Katherine die Cousine von Samuel Colt. Mitunter führte dies zu Spannungen, denn er versuchte mit allen Mitteln, die fatalen Folgen von Schusswunden zu mindern, während ihre Familie den errungenen Reichtum auf genau diesen totbringenden Waffen aufgebaut hatte. Und von den Schießseisen der Colt Manufaktur wurde hier in Tombstone täglich Gebrauch gemacht. Man sagte, dass die Stadt jeden Tag einen Mann zum Frühstück verschlang, und Goodfellow konnte dies nur bestätigen.

Ein weiterer Tag brachte ein weiteres Opfer in seine Praxis. „Kann nicht einmal ein Tag ins Land ziehen, ohne dass sich ein Verrückter über den Haufen schießen lässt“, murmelte Goodfellow aufgebracht, während er die Männer in den hinteren Teil der Praxis winkte. Zwei Ranchangestellte legten ihren verletzten Vorarbeiter auf den Tisch und verließen dann eilig die Praxis. Keiner hatte sich geäußert, wie es zu der Schusswunde kam, und schlussendlich spielte es auch keine Rolle. Das Resultat war immer das Gleiche. Der Mann hielt sich stöhnend die Seite, wo ihn eine Kugel gestreift hatte. Dr. Goodfellow füllte eine Schale mit Instrumenten mit frischem Wasser und erhitzte sie dann über einer kleinen Spiritusflamme, bis das Wasser zu köcheln begann. Der Patient beäugte ihn misstrauisch.

„Doktor, warum kochen Sie Ihre Messer? Wollen Sie mich füttern, anstatt diesen Kratzer zu versorgen?“

„Diese Messer – genauer gesagt Skalpelle – tragen den Tod in sich, wenn sie nicht gereinigt werden. Das Kochen tötet die Bakterien ab.“

„Bak... was?“

Goodfellow seufzte und verfluchte zum wiederholten Mal die primitiven Umstände, unter denen er hier seiner Chirurgenkunst nachgehen musste. „Haben Sie schon mal von Männern gehört, die verarztet wurden, nur um dann noch kränker zu werden? Ihre Wunde schwillt an und ein paar Tage später sterben sie dann.“

„Sicher. Sie bekommen Fieber. Die Leute behaupten, es sei Pech oder Gift in der Kugel.“

„Nein. Weder Pech noch Gift, wenn man mal vom Blei absieht. Es ist Schmutz, unsichtbar für das Auge. Er haftet an Händen, Kleidung und Pistolenläufen. Er ist dafür verantwortlich, dass die Wunde eitert. Das Fieber ist in Wahrheit eine Infektion, und sie tötet mehr Menschen, als Kugeln jemals töten werden.“

Er griff nach einem Tuch und nahm die Schale vorsichtig vom Feuer. „Indem ich meine Instrumente koche, meine Hände wasche und Ihre Wunde sauber halte, Sorge ich dafür, dass diese gefährlichen Bakterien erst gar nicht in die Wunde kommen.“

„Sie wollen mir also sagen, dass ein bisschen heißes Wasser den Sensenmann fernhält?“

„Heißes Wasser und sorgfältige Hände. Nennen Sie es Wissenschaft, nennen Sie es Vernunft – aber es hat mehr Leben gerettet als Whiskey und Gebete zusammen.“

„Na dann, Doc, kochen Sie mal los. Ich möchte hier mit meinen Stiefeln an den Füßen wieder herauslaufen und nicht auf dem Boot Hill begraben werden. Ich habe noch eine offene Rechnung mit der feigen Ratte, die aus dem Hinterhalt auf mich geschossen hat.“

„Nun, das mag ihr Plan sein. Meiner ist es, Sie wieder auf die Beine zu bekommen, mein Freund. Jetzt halten Sie still, ich will mir mal Ihren – wie nannten Sie es noch – Kratzer anschauen.“

Kapitel 2

Im Kugelhagel der Gegner

Die nächsten Tage vergingen ereignislos, abgesehen von Katherines Schwangerschaft. Ihre Tochter Edith war zwei Jahre alt und die Familie Goodfellow erwartete wieder Nachwuchs. George hatte kaum Zeit, sich um seine Frau zu kümmern, aber er bemerkte dennoch, dass ihr diese Schwangerschaft mehr Probleme bereitete als die erste. Er schrieb es dem heißen Klima von Arizona zu und war überzeugt, dass sie sich besser fühlen würde, wenn das Baby erst einmal da sein würde.

Vielleicht lag es auch an der angespannten Lage in Tombstone. Mit dem Silberboom waren die verschiedensten Leute in die Stadt gekommen und nicht alle waren Minenarbeiter oder Geschäftsleute. Mit dem Geld kamen auch Saloonbetreiber, Prostituierte und Outlaws. In einer Stadt wie Tombstone witterte jeder den schnellen Reichtum und so mancher zögerte nicht, sich diesen auf Kosten anderer zu beschaffen.

Der Konflikt zwischen einigen Leuten in der Stadt und einer Bande von Viehdieben, die sich die Cowboys nannten, hatte in den vergangenen Wochen laufend zugenommen. Goodfellow beobachtete das Ganze mit Skepsis, denn seine Bekannten, die Earp Brüder rund um Marshal Vigil Earp, standen im Mittelpunkt dieser Spannungen.

Goodfellow versuchte, neutral zu bleiben. Wenn jemand auf seinem OP-Tisch lag, machte er keinen Unterschied, ob Freund oder Feind. Seine zelebrierte Neutralität kam nicht von ungefähr, denn Goodfellow hatte einen dunklen Fleck in seiner Vergangenheit, der ihm schon einmal die Chance auf eine gute Stellung in der Gesellschaft verdorben hatte. Allerdings war er daran nicht ganz unschuldig gewesen.

Kapitel 3

Unehrenhaft entlassen

Im Jahr 1872 war George E. Goodfellow in die United States Naval Academy in Annapolis eingetreten. Er erinnerte sich daran, wie stolz sein Vater gewesen war. Aber in der Akademie war nichts so, wie es schien. Es gab soziale Unterschiede und speziell die frischen Kadetten hatten es schwer. Das zeigte sich deutlich an einem Vorfall, bei dem Goodfellow mit hineingezogen wurde.

Die Luft über dem Hof von Annapolis war schneidend klar, wie sie es nur im Herbst Chesapeake sein konnte. Auf dem Exerzierplatz lag noch immer der Geruch von schwitzenden Kadetten, und irgendwo hörte man das Marschieren von schweren Stiefeln – ein Ton, der alles widerspiegelte, was in dieser Akademie von Bedeutung war: Ordnung, Disziplin und unbedingter Gehorsam.

James H. Conyers war neu an der Akademie. Seit dem 24. September 1872 trug er diese Uniform. Er trug sie mit Stolz, aber auch mit dem Bewusstsein, dass er der erste dunkelhäutige Kadett in dieser Akademie war. Vereidigt, eingereiht, nummeriert, und verpflichtet mit bedingungslosem Gehorsam, stillzustehen und Befehle zu empfangen. Er war erst sechzehn Jahre alt und dennoch war er sich der gehässigen Blicke in den Reihen der anderen bewusst.

An diesem Freitag, dem 11. Oktober, formierten sich die Kadetten zum Rückmarsch. Conyers stand weiter hinten, dort, wo die Reihe sich leichter auflöste und die Marschordnung nicht immer genau eingehalten wurde.

Hinter ihm gingen George W. Collamore, Albert B. Crittenden und George E. Goodfellow. Der Ärger begann mit Worten, die wie kleine Klingen zwischen seine Schulterblätter stachen. Das Geräusch von Atem, der ihm

viel zu nahekam. Conyers spürte plötzlich eine Hand auf seinem Rücken. Es war eindeutig, dass die drei hinter ihm ihn jederzeit zu Fall bringen konnten.

Er war solche Angriffe gewohnt und hielt den Blick stur nach vorn. Weitergehen. Nicht reagieren. Er würde ihnen die Genugtuung nicht geben und sich nicht umdrehen. Conyers wusste, dass dies nichts mehr mit der militärischen Ausbildung zu tun hatte.

Dann kam ein heftiger Schubser, der ihn aus seinem Marschtakt warf. Ihm wurde ein Fuß gestellt und er konnte den Fall nicht mehr verhindern. Sobald er am Boden lag, kamen die Tritte und Schläge. Conyers legte schützend seine Arme um den Kopf und konnte nicht sehen, wer zuschlug und wer ihn wie einen Straßenköter in den Bauch trat. Er spürte starke Schmerzen an der Rippe, an seinem Schulterblatt, im Bauch. Die Reihe der Kadetten vor ihm marschierte weiter und schien nichts zu bemerken. Vielleicht wollten sie es auch nicht sehen. Einem Mann jedoch entging der Vorfall nicht. Der Schritt von Brooks verlangsamte sich, sein Kopf drehte sich langsam, als hätte er noch immer die Hoffnung, dass diese Szenerie sich nicht wirklich abspielte.

„Geh weiter“, zischte jemand. Doch Brooks war bereits zu nah.

Die drei Kadetten standen über dem Mann am Boden. Ihre Haltung war eine einzige Drohung. „Wenn du dein Maul aufmachst, werden wir dich fertig machen. Ist das klar?“

Weitere Worte fielen. Hässlich, mit blanker Wut und unmenschlicher Kälte. Einer der drei Schläger sprach die Drohung aus: „Wir werden dich töten, wenn du diesen Vorfall meldest.“

Wer es war, wusste Conyers nicht. Aber er war sich sicher, dass es keine leeren Worte waren. Die hintere Reihe, die den Tumult bemerkt hatte, schaute betreten zur Seite. Keiner wagte einzugreifen.

William Winder war der verantwortliche Offizier an diesem Tag. Er bemerkte, dass weiter hinten etwas nicht stimmte, und rannte zurück zu den hinteren Reihen.

„Achtung, Winder kommt“, zischte jemand warnend, und sofort ließen die Schläger von ihrem Opfer ab.

Conyers versuchte, die Schmerzen zu ignorieren und aufzustehen. Als der Offizier neben Conyers zum Stehen kam, blickte er zornig, aber nicht überrascht auf den übel zugerichteten Kadetten. Seine Augen starrten streng auf die anderen Männer. Einige blickten betreten zu Boden. Winder machte nicht den Fehler, den verprügelten Mann vor den anderen auszufragen. Er wusste, dass es alles nur schlimmer gemacht hätte. Er zog Conyers in die vorderen Reihen und behielt ihn für den Rest des Marsches im Auge. Der junge Kadett kämpfte sich trotz der Schmerzen mühsam vorwärts.

Als die Formation aufgelöst wurde, meldeten Winder und Conyers den Vorfall dem Wachoffizier. Die Akademie stellte den Verletzten unter Schutz. Fünf Tage später, am 16. Oktober 1872, war der Herbst noch kälter geworden. Wieder Übung, erneut Marsch. Conyers stand abermals hinten am Ende der Truppe. Neben ihm: Robert D. Digges aus Maryland.

Digges beschimpfte ihn von vornherein. „Du hast hier nichts verloren“ war dabei noch die netteste Beleidigung.

Dann folgten der Tritt und der erste brutale Schlag gegen den Kopf. Der Kadett wurde nur aufgrund seiner Hautfarbe und für seine pure Existenz bestraft.

Conyers meldete auch diesen Vorfall, denn mittlerweile wäre der Austritt aus der Akademie seine einzige Möglichkeit, um sich zu schützen. Er sah eine Laufbahn im Militär aber als seine Chance an und wollte auch als Beispiel für all die anderen dienen.

Am 17. Oktober setzte Superintendent John L. Worden eine Untersuchung an. Inwieweit diese Untersuchung ehrlich gemeint war, wusste keiner so recht, aber es waren

Berichte nach außen gelangt und das brachte einen schlechten Ruf ein.

Zeugen kamen und Aussagen wurden aufgenommen, Fragen wurden gestellt und die Aussage von Conyers wurde festgehalten. Er betonte, dass er nicht mit Sicherheit sagen konnte, wer ihn von hinten angegriffen und geschlagen hatte, nur dass es mehrere waren und er sein Gesicht geschützt hatte. Goodfellow selbst konnte nicht nachgewiesen werden, dass er einer der Schläger gewesen war, sondern nur die Tatsache, dass er hinter dem Verletzten marschierte. Während die Kommission beriet, berichtete die Presse.

Am 18. Oktober schrieb A. Ludlow Case, Acting Secretary der Marine an Worden, dass die Berichte über die Misshandlungen von den Zeitungen verbreitet würden und der Fall politischen Zündstoff liefere.

Das Board kam zu einer Entscheidung, die niemand wirklich überraschte. Man schob die Schuld auf Conyers' Hautfarbe und nicht auf ein Fehlverhalten von ihm. Daher brauchte man auch nur noch ein Bauernopfer, um von der Tatsache abzulenken, dass die Akademie ihre Kadetten nicht im Griff hatte. Danach wurden Konsequenzen gezogen.

Es hatte sich herumgesprochen, wer an den Attacken beteiligt gewesen war. Natürlich nicht vor dem Ausschuss, sondern vielmehr auf den Fluren und in geflüsterten Unterhaltungen. George E. Goodfellow, der am 11. Oktober mit in der Gruppe hinter Conyers marschiert war, beendete Annapolis nicht mit einer Parade. Er wurde wie die drei anderen unehrenhaft entlassen und war im Dezember 1872 aus der U.S. Naval Academy heraus.

Conyers blieb zwar in der Akademie, aber hielt dem Druck und den weiteren Anfeindungen nicht stand. Zwar wurde er nicht mehr geschlagen, aber alle mieden ihn und die Einsamkeit fraß ihn auf. Er wusste nun, dass eine Uniform

eine festgelegte Ordnung ausdrückte, aber nicht wirklich Schutz bot.

Nach seiner Anhörung und der Entlassung hatte sich Goodfellow geschämt, seinem Vater unter die Augen zu treten. Dieser war ein erfolgreicher Bergbauingenieur. Seine Eltern hatten ihr Geld in seine Privatlehrer und die Ausbildung an dieser Akademie gesteckt, und Goodfellow traute sich kaum, nach Hause zurückzukehren. Um den Schaden schnellstmöglich wieder gutzumachen, studierte er Medizin und schwor sich, ein erfolgreicher Arzt zu werden. Er wollte, dass sein Vater vielleicht doch noch einen Grund haben würde, stolz auf ihn zu sein. Von da an schwor er sich, neutral zu bleiben und Freund wie Feind gleichermaßen zu behandeln, unabhängig von der Hautfarbe. Er hatte sich einmal in eine solche Sache hineinziehen lassen, noch einmal würde ihm das nicht passieren.

Goodfellow runzelte die Stirn und verdrängte die unangenehmen Erinnerungen. Er hatte sich nie wieder zu den Vorkommnissen geäußert, aber er achtete penibel darauf, all seine Patienten gleich zu behandeln, egal ob Freund oder Feind, egal ob Gesetzeshüter oder Outlaw. Aber manchmal ließ sich Neutralität nicht immer umsetzen und Goodfellow sollte schon bald erfahren, dass man sich auch mit diplomatischem Verhalten Feinde machen konnte.

Es war der 26. Oktober 1881. Der Tag war sonnig, aber ein nervenaufreibender Wind pfiß schon seit den frühen Morgenstunden um das Haus und der Staub tanzte in hohen Wirbeln durch die Straßen. Es war Nachmittag. Goodfellow hatte das Mittagessen mit Katherine gerade

hinter sich und las die Zeitung, während sie sich ein wenig ausruhte. Sie war im vierten Monat schwanger und konnte nun zumindest das Essen bei sich behalten. Ihre Tochter Edith hatte am 22. Oktober ihren zweiten Geburtstag gefeiert und Katherine hatte es sich nicht nehmen lassen, ihr einen Kuchen zu backen, obwohl sie selbst kaum was davon essen konnte. Goodfellow dachte mit einem Schmunzeln an Edith, die versucht hatte, die Kerze auszublasen, als es vehement an die Haustüre polterte. Mit einem unwilligen Stöhnen packte Goodfellow seine Zeitung weg und stand aus seinem Sessel auf.

Harry Woods, Verleger der Tombstone Nugget Zeitung, stand mit erhobener Faust vor der Haustüre der Familie Goodfellow. Er donnerte mit seiner Faust gegen die Türe. Den schmiedeeisernen Türklopfer ignorierte er dabei. „Doc, Doc, kommen Sie schnell.“

Der Arzt öffnete die Türe einen Spalt und war sichtlich verärgert. „Was soll das Theater? Was ist hier los?“

„Die Earps sind auf dem Weg zu den Clantons. Die haben sich am Mietstall versammelt. Das wird sicher nicht gut enden. Ich wette, sie werden gleich gebraucht. Es könnte zu einer Riesenschießerei kommen.“

In diesem Moment krachten Dutzende Schüsse durch die Luft.

„Um Gottes willen. Warten Sie, ich hole nur schnell meine Tasche.“

Doch Harry Wood rannte schon los. Auf keinen Fall wollte er die Story des Tages verpassen. Goodfellow spurtete ihm keine zwei Minuten später hinterher. Er wusste, dass sich die Feindschaft zwischen den Earp Brüdern und den Männern rund um Ike Clanton seit Wochen verstärkte. Die ganze Stadt wusste Bescheid und langsam spaltete sich Tombstone in zwei politische Lager. Goodfellow mochte die Earps, aber bislang weigerte er sich, für eine Seite Partei zu ergreifen. Ihm war wohl bewusst, dass auch die Weste von Wyatt und seinen Brüdern nicht so weiß war, wie sie

die Menschen hier glauben machen wollten. Es war allgemein bekannt, dass sie hierhergezogen waren, um Geld zu verdienen, und Wyatt hatte sich bereits verschiedene Beteiligungen in Saloons und Silberminen gesichert. Die Earp Brüder waren nicht die Art von Männern, die sich von anderen die Butter vom Brot stehlen ließen. Die Geschichten über Wyatt und sein hartes Durchgreifen in Dodge City waren ihm vorausgeeilt, und was so manchen einschüchterte, provozierte andere, umso mehr die Auseinandersetzung mit ihm zu suchen.

Während er Richtung Mietstall rannte, ließ Goodfellow die Anzahl der Schüsse das Schlimmste befürchten. Er hatte das Gefühl, dass das Donnern der Waffen eine Ewigkeit andauerte. Als er atemlos am O.K. Corral ankam, standen erschrockene Menschen auf den Gehwegen. Die Luft war erfüllt von Rauchschwaden und dem Gestank der abgefeuerten Waffen. Er hatte die Schüsse nicht gezählt, aber es mussten Dutzende gewesen sein. Der Lärm der Waffen hatte kaum länger als eine Minute gedauert, aber das Resultat war verheerend. Selbst Goodfellow, der nach seiner Arbeit bei der Armee und in den Eisenbahnlagern abgebrüht war, versuchte, die Fassung nicht zu verlieren. In der Nähe der Pferdetränke lagen zwei Männer, die sich nicht mehr bewegten. Er sah die Einschusslöcher anhand der großen Blutflecke sofort. Es waren groteske rote Blüten, die sich stetig ausbreiteten und im Sand des Mietstalls versickerten. Zwei Männer halfen einem schwer verletzten, jungen Kerl auf die Beine und schleiften ihn in Richtung des Hauses gegenüber. Goodfellow versuchte, sich so rasch wie möglich ein Bild von der Situation zu machen.

Ike Clanton war nirgends zu sehen, dafür aber Wyatt, der seinem Bruder Morgan vom Boden aufhalf, während der notorische Trinker Doc Holliday versuchte, den offensichtlich ebenfalls verletzten Virgil zu stützen. Wyatt winkte Goodfellow panisch zu sich heran.

„Gütiger Himmel“, flüsterte der Arzt und schluckte schwer. Dann erinnerte er sich wieder an seine Aufgabe. „Das wird zu einem Krieg führen“, murmelte er erschüttert und eilte auf die beiden verletzten Earp Brüder zu. Er bemerkte Hollidays leichtes Hinken, aber dieser schien es komplett zu ignorieren.

„Morgan ist schwerer verletzt, Doc“, rief Wyatt.

„Bringen wir ihn in das Haus dort drüben. Er scheint am Rücken getroffen zu sein. Wir können ihn nicht weit tragen. Gott, im Himmel, Wyatt, was ist hier passiert?“

„Nicht jetzt, Doc.“

Sheriff Behan stürmte von der Sicherheit der gegenüberliegenden Häuserzeile auf Wyatt zu. Er deutete auf die beiden regungslosen Körper am Boden. „Wyatt, ihr seid alle unter Arrest!“

„Geh mir aus den Augen, Behan! Du verdammter Lügner hast gesagt, sie würden keine Waffen tragen.“

„Ich habe nicht gedacht, dass die Clantons sie benutzen würden.“

Wyatt starrte ihn mit zusammengebißenen Zähnen an. „Das hier geht auf dein Konto, Behan! Geh uns aus dem Weg, oder du liegst gleich neben ihnen im Dreck.“

Behan starrte Wyatt in die Augen. Als er die Kälte in seinem Blick bemerkte, trat er verunsichert zur Seite. „Das wird ein Nachspiel haben, Wyatt. Ich werde euch alle vor Gericht stellen.“ Dann drehte er sich um, und eilte davon, noch immer Wyatts brennenden Blick in seinem Rücken spürend. Es war allgemein bekannt, dass Sheriff Behan Wyatt hasste, und er hatte mehr als einen Grund dafür.

Wyatt beachtete ihn nicht weiter und half seinem Bruder Morgan in das nächstgelegene Haus. Dr. Goodfellow folgte ihnen. Wyatt drehte sich zu Doc Holliday um. „Doc, bring Virgil nach Hause, ich komme so schnell ich kann nach.“

Holliday nickte und stützte den stark am Bein blutenden Virgil. Goodfellow öffnete die Tür zum Haus, dessen

Bewohner er nicht einmal kannte. „Wyatt, wir müssen ihn hinlegen.“

Der Mann, dem das Haus wohl gehörte, zeigte ihnen erschrocken den Weg in das nahegelegene Schlafzimmer. Wyatt und Goodfellow halfen dem Verletzten, sich auf das schmale Bett zu legen. Morgan stöhnte laut auf. Goodfellow sah das Blut auf der Jacke. „Morgan, kannst du mich hören?“

Morgan verzog sein Gesicht vor Schmerzen. „Ja, Doc. Sie haben mich in den Rücken getroffen.“

„Wyatt, hilf mir. Wir müssen ihm die Jacke und das Hemd ausziehen. Sei vorsichtig. Wir dürfen den Rücken nicht zu viel bewegen, bis ich mir ein genaues Bild machen kann.“

Wyatt schwieg und Goodfellow blickte ihn einen Moment ernst an. „Du bist nicht verletzt, oder?“ Wyatt schüttelte den Kopf. Es war offensichtlich, dass er unter Schock stand.

Morgan schrie gequält auf, als die beiden Männer ihm vorsichtig die Jacke von den Schultern zogen. Sein Hemd war im Schulterbereich blutgetränkt. Goodfellow zögerte nicht und riss das Kleidungsstück vom Saum her auf. Dann wischte er damit vorsichtig über die Wunde, um sich ein Bild von dem Einschussloch zu machen.

„Die Kugel ist hoch im Rücken eingedrungen, direkt unter dem rechten Schulterblatt. Ich sehe kein Austrittsloch. Die Kugel muss sich in der Nähe der Wirbelsäule festgesetzt haben. Kannst du deine Beine spüren?“

Morgan ächzte ein „Ja“ heraus.

„Du hast Glück, dass das Rückenmark nicht durchtrennt ist, Morgan. Aber wir müssen die Kugel finden und die Blutung stoppen.“

„Wie schlimm ist es, Doc?“, wollte Wyatt wissen.

„Schlimm genug. Er hat einiges an Blut verloren, aber die Lunge ist nicht durchschossen. Allem Anschein nach hat ein Wirbel das Geschoss abgelenkt. Das ist ein Glück, aber ich muss vorsichtig nach der Kugel suchen.“